

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Reinhold Messner**

**Wild**

*oder Der letzte Trip auf Erden*

mit zahlreichen Abbildungen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# INHALT

POINT WILD . . . . .	7
DISCOVERY . . . . .	14
NIMROD . . . . .	55
AURORA . . . . .	128
ENDURANCE . . . . .	167
JAMES CAIRD . . . . .	250
SPITZBERGEN . . . . .	258
NJASSALAND . . . . .	269
QUEST . . . . .	273
QUEST II . . . . .	288
GRYTVIKEN . . . . .	298

(...)

Im Dunst der Dämmerung liegt der Horizont verloren im Nirgendwo. Die James Caird ist fort, und die 22 Männer in Point Wild fühlen sich verlassen, ohne Ausbruchsmöglichkeit – wurden die beiden verbliebenen Boote doch ausgeschlachtet, um Shackletons Boot seetüchtig zu machen. Wild muss jetzt verhindern, dass Depressionen die Männer in den Wahnsinn treiben; die trübe, feuchtkalte Atmosphäre das Lagerleben verdüstert; wochenlange Schneestürme ihren Lebensmut vernichten. Der Freiraum auf dem felsigen Kap ist aufs Äußerste eingeschränkt und höchst unsicher, Lagerkoller also vorhersehbar.

»Zuallererst brauchen wir eine trockene Behausung«, sagt Wild. Es ist kein Befehl, nur ein Vorschlag.

»Lohnt sich die Arbeit?«, fragt einer.

»Nicht, wenn der Boss in ein paar Tagen wirklich zurück ist«, meint ein anderer.

Die 21 Männer, die mit Wild auf Elephant Island abwarten, setzen ihr Hoffen immer noch auf Shackleton. Ist seine Fähigkeit, unter extremen Bedingungen zu überleben, nicht legendär? Wild aber reicht dieser Ruf und ihr Vertrauen nicht. Was wenn ...?, fragt er sich.

Die Eishöhle, die Wild in den Schnee hang hat graben lassen, steht ständig unter Wasser. Es rinnt von der Decke, von den Wänden. Also lässt er flache Steine sammeln und eine Mauer in Form eines Rechtecks aufschichten – ein Meter dreißig hoch, sechs Meter lang, vier Meter breit: die Grundmauern für eine Hütte. Dann werden, immer unter Wilds Anleitung, die beiden verbliebenen Boote als Dach umgedreht, Kiel nach oben. Eines liegt auf Schnee,

das andere auf Steinen. Die kaputten Zeltbahnen werden darübergerlegt.

»Solche Steine konnte ich früher leicht allein hochheben, jetzt sind sie zu schwer für zwei von uns«, beschwert sich Hurley.

»Wir sind alle schwach. Also machen zwei oder drei von uns, was sonst einer allein schaffen könnte«, sagt Wild.

»Wir sind einfach zu geschwächt für die schwere Arbeit«, meint ein anderer der Männer.

»Wenn wir es jetzt nicht schaffen, dann nie mehr«, antwortet Wild.

»Aber vielleicht, wenn der Boss zurück sein wird, ist alles umsonst.«

»Nur, wenn unsere Hütte nicht fertig wird.«

Alle nicken. Wild hat das Kommando und bald auch wieder alles Vertrauen seiner Leute. Das endgültige Lager entsteht in Tagen und steht zwischen zwei großen Felsblöcken, die gegen den Wind schützen sollen. Nordseitig ragt, wie ein Schutzwall, der »Pinguin-Hügel« in das Schwarz des Himmels. Die Mauer ist bald vereist, die beiden Boote, kieloben und nebeneinandergestellt, werden gegeneinander verkeilt und an Felsen festgezurr.

»Ein paar Holzbalken«, schreit Wild, »um sie quer über die Kiele zu legen!«

»Schlittenkufen?«

»Gehen auch.«

»Wir breiten jetzt die Planen der zerfetzten Zelte darüber und überspannen das Ganze mit Seilen.«

»Baumeister Wild«, lobt einer anerkennend.

Die restlichen Zelte und Tücher werden als Bodenbelag

über die Steine gelegt, und fertig erscheint der Palast. Wenigstens von außen. Mit Kisten und Brettern wird drinnen ein Unterbau gebastelt: Das doppelstöckige provisorische Lager ist bewohnbar. Wild weist die Schlafplätze zu. Es gibt nicht den geringsten Streit dabei. Die Kranken bekommen die besten Plätze. Wild selbst nimmt sich die unangenehme Liegestelle am Eingang. Der mit Zeltplanen abgedeckte Unterschlupf hält ein wenig die Wärme. Bald schon packt Neuschnee ihn ein. Die Hoffnung nimmt zu, wird mehr und mehr: Ein Ölbrenner surrt, die Kleider können trocknen. Das Wichtigste für Wild: Keiner darf benachteiligt oder ausgegrenzt sein. Nur zusammen in einem Raum sind alle überlebensfähig. Also werden Hängematten in die Zwischenräume gehängt.

Die Männer auf Elephant Island sind einfallsreich: Sie flicken, basteln, jagen. »Der bunteste, ungepflegteste Haufen, der je auf eine Fotoplatte gebannt wurde«, schreibt Hurley am 10. Mai 1916 in sein Tagebuch. Die »Hütte der Schiffbrüchigen« – eine Art Iglu aus den zwei übriggebliebenen Rettungsbooten – bietet zuletzt allen Unterschlupf, auch wenn die Grundfläche winzig ist und man drinnen nicht aufrecht stehen kann.

»Diese katakombenähnliche Szene«, schreibt Hurley weiter, »mit Figuren, die an Mumien erinnern, ist unser Alltag, und die Wesen darin sind wir selbst – in Rentierschlafsäcken oder vereisten Kleidern, wobei sich Stöhnen und Schnarchen mit dem Pfeifen der Blizzards mischt.«

Gekocht wird anfangs draußen, im Windschatten zwischen Felsblöcken. An zwei Tranöfen aus alten Ölfässern. Verpflegungskisten dienen als Hocker und Tische. Beim

nächsten Schneesturm aber muss die Küche in die Hütte verlegt werden. Später, der Wind treibt immer mehr vom feinen Schneestaub durch die Ritzen der Außenmauern ins Innere, werden draußen Mäntel auf die Steinwände gelegt. Sie frieren bald fest und isolieren so ihr »Schloss«, wie sie das Iglu in der beginnenden Winternacht nennen.

Es ist finster und finsterer geworden, die Anzahl der Tiere draußen schwindet, und langsam verlieren die Männer ihren Mut. Dann ihre Demut. Draußen, in Dunkelheit und Schneesturm, sehen sie nicht einmal die Hand vor Augen. Und innen diese Enge! Ihre Beweglichkeit im Bootshaus ist so eingeschränkt, dass keiner immerzu dort bleiben will. Dazu das Schnarchen, Stöhnen, der Gestank! Wild weiß, er muss den Männern in ihrer Apathie helfen – aber wie? Jetzt packt auch ihn das Gefühl des Verlorenseins, für ein paar Tage fehlt sogar ihm seine Heiterkeit. Woher also sollte Trost noch kommen? Aber er kennt die Natur des Menschen, und er bleibt bei seiner Erkenntnis: Nur in gemeinsamem Leid ist die alltägliche Not zu ertragen.

»Nicht auszuhalten, diese Winternacht«, stöhnt es öfter aus der Finsternis.

»Jeder von euch muss wissen, wozu er imstande ist«, sagt dann Wild beiläufig.

Gegen die Verzweiflung hat er das Heilmittel der Tat entdeckt, er ist also bemüht herauszufinden, wovor sich der eine oder andere drückt. Er muss für jeden die richtige Aufgabe finden, Härte-tests verschreiben, Ziele vorgeben. In der Zivilisation ist es so leicht, sich zu drücken. In der Wildnis nicht. Es ist nicht wichtig, was der Einzelne macht, es darf nur keinen Drückeberger geben. Jeder Einsatz zählt,

ganz gleich, wie groß, denn nur im Mitmachen ist Selbstheilung. Weder der Stärkste noch der mit den besten Nerven überlebt, es sind allein psychische Energie, Lebensmut und Phantasie, die zuletzt über Leben und Tod entscheiden.

»Wie schafft es Wild, in diesem Zustand heiter zu bleiben? Als könne er auf Ressourcen zurückzugreifen, die ihm auf den ersten Blick niemand zutraut«, sagt Macklin zu McIlroy, während sie draußen über die Steine stolpern, um Pinguine zu jagen.

»Indem er sich selbst vertraut.«

»Vielleicht, weil er mehr Verantwortung trägt.«

Wild gibt keine Befehle, nur Anregungen. Er lebt die gleiche Misere wie alle anderen, erträgt die gleichen Leiden: ein Dasein in Kälte, Hunger, Schmutz, mit der gleichen Sehnsucht, nach Hause zu kommen, wie sie. Er ist einer von ihnen, alle Wünsche reduziert auf animalische Bedürfnisse. Der Zusammenhalt ist zu einem Teil ihres Instinkts geworden, nur Jagen und Kochen sind überlebensnotwendig, man wechselt sich dabei ab. Diese Art des Zusammenseins schafft Vertrauen, gleichzeitig üben sich die Männer in Geduld.

Robben töten und zerlegen ist grausam und doch einfach, weil notwendig: Ein großer Stock und ein Messer reichen dafür aus. Dem Tier wird ein heftiger Schlag auf die Nase verpasst – so ist es betäubt, spürt nichts mehr – und anschließend ins Herz gestochen. Nur zwei Handgriffe. Zuletzt wird das Fleisch vom Gerippe gelöst, die Leber herausgeschnitten und alles Essbare stückweise im Eis vor der Hütte eingefroren. Die harten Brocken werden bei Bedarf aus dem Schnee gescharrt, mit dem Beil zerhackt, gekocht und gegessen.

In der Antarktis sind die Tiere nicht flüchtig, an Land haben sie keine Feinde – ein Glück, es hilft, Patronen zu sparen. Das Problem ist, dass Pinguine und Robben im April und Mai in Point Wild nach und nach schwinden und im Winter dann ganz fehlen.

»Was, wenn unsere Fleischreserven aufgebraucht sind?«, fragen sich die Männer.

»Wir werden nicht verhungern«, sagt Wild.

»Aber erfrieren.«

»Solange es an Tran und Fleisch mangelt, haben wir eine Aufgabe. Das Überleben wird uns nicht geschenkt«, ist Wilds Kommentar.

Er steht vor der Hütte und raucht. Es tut ihm gut, draußen zu sein, die Pflichten des Alltags zu spüren: den Kocher mit Tran zu füllen, Proviant auszugraben oder irgendeine Flickarbeit zu erledigen. Das Meer bricht an der Eiskante. Die Gischt sprüht bis aufs Dach ihrer Behausung.

Ohne Arbeit wäre das Leben hier nicht zu ertragen, denkt er. So beschwerlich es ist, mit dem Schlitten im Kreuz über eine stumpfe Schneeebene zu stolpern, alles ist leichter zu ertragen als dieses Abwarten. Dem toten Weiß zwischen Himmel und Horizont nicht näher zu kommen und trotzdem dagegen anzugehen – jeder Schritt ein Stöhnen, jeder Meter ein Erfolgserlebnis, jeder Tag ein paar Kilometer Befriedigung – ergibt Sinn. Hier aber kommt mit der Hoffnung auch der Sinn abhanden.

Am Mittag zeigt das Thermometer Plusgrade an. Erstmals, seit sie in Point Wild gelandet sind: Wasser tropft von Eiszapfen, der Boden in der Hütte wird zum See. Ein verflixter Zustand in ihrer feuchten Kleidung. Nachts liegen sie

im Wasser, Kleidung und Schlafsäcke vollgesogen. Wild, der mit seinen Männern leidet, gestattet ausnahmsweise drei Mahlzeiten. Dankbar, dass keiner um sich schießt, repariert er am Nachmittag Fausthandschuhe. Ein paar seiner Männer sehen ihm wortlos dabei zu. Schlimmer, denkt er, wäre es, wenn keiner mehr aus unserer Höhle käme. Hat es doch etwas Beruhigendes zu beobachten, wie ihr Mut wächst, nur weil sie sehen, dass ich etwas tue.

Das Problem ist plötzlich nicht mehr die Kälte, sondern das Tauwetter. Bei Plustemperaturen muss Wasser aus der Hütte abgeleitet und vom Gletscher Abstand gehalten werden, weil auf der anderen Seite der Bucht Eisblöcke abbrechen. Sie stürzen ins Meer, und die dadurch ausgelösten Wogen überspülen ihre Lagerstelle.

(...)